Beherzigung.

Von J. W. Goethe.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe;
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Der Vice-Adjudant.

Militär-Humoreske von O. v. Briesen.

Leutnant von Blendheim war ein äußerst tüchtiger Offizier, der sich nicht allein der Zuneigung seiner Kameraden, sondern auch der Wertschätzung der Vorgesetzten in hohem Maße erfreute, aber — es haftet ihm ein Fehler an, der für seine Karriere von nachhaltigstem Einfluß sein mußte. Er hatte nämlich noch nie auf dem Rücken eines Pferdes gesessen; eine schier unüberwindliche Scheu schien ihn zurückzuhalten, obwohl es ihm keineswegs an Courage fehlte, seine gesunden Gliedmaßen einem unvernünftigen Tier anzuvertrauen. Und er mußte sich doch selbst sagen, daß er ohne Reiten nicht einmal Hauptmann werden könne.

Eines Tages ließ ihn sein Bataillonskommandeur, Major von Zachlin, rufen und teilte ihm mit, daß er ausersehen sei, dessen für mehrere Monate beurlaubten Adjutanten zu vertreten. „Es hapert," meinte der freundliche Major, „bei Ihnen mit der Reiterei, aber in der Zeit der Vertretung finden voraussichtlich keine Uebungen statt, bei denen Sie dienstlich in den Sattel steigen müßten. Ueberdies bietet sich während dieses Vizeamtes die beste Gelegenheit, mal einen Gaul zu erklettern. Ich werde Ihnen zu dem Zwecke meinen alten Fuchs zur Verfügung stellen, der ist lammfromm und vernünftig, und auf ihm wird Ihr Freund, der Regimentsadjutant, mit dem ich dieserhalb schon gesprochen habe, Sie zum Ritter sonder Furcht und Tadel ausbilden."

Blendheim, dem bei den Worten seines Vorgesetzten anfangs ein gelinder Schrecken in die Glieder gefahren war, beruhigte sich bald, als er hörte, daß nicht der feurige Rappe des Adjutanten, sondern das gutmütige Füchslein des Chefs ihm als Leibroß dienen sollte.

Mit Walden, seinem nunmehrigen Reitlehrer, setzte sich der „Vize" sofort in Verbindung, und nach vierzehntägigem Drill zu Pferde hatte sich Blendheim schon so viel Sitz, Schluß und Haltung im Sattel angeeignet, daß sein Lehrmeister es für angebracht hielt, ihm einen einsamen Spazierritt ins Freie vorzuschlagen.

So ging es denn am nächsten Morgen hinaus in den duftenden Wald, der sich nicht weit von der Stadt ausdehnte. Es wurden die verschiedenen Gangarten durchprobiert, und es zeigte sich dabei, daß man mit den bisherigen Resultaten recht zufrieden sein durfte. Nur wollte der alte Stabsoffiziersgaul, der wohl merken mochte, daß ein Anfänger auf ihn thronte, nicht immer dessen Zügel- und Schenkelhilfen parieren. Er suchte seinen eigenen Kopf durchzusetzen und gab von seiner eigenartigen Sinnesart auch bald eine Probe.

Man hatte nach einiger Zeit einen mit Heu beladenen Wagen eingeholt, und um an diesem auf dem nur schmalen Wege vorüberzukommen, mußten die Reiter ihre Rosse hintereinander gehen lassen. Walden lenkte sein Tier zur Seite, in der Annahme, daß sein Freund ihm folgen werde. Dieser hatte auch für seine Person den besten Willen, dies zu tun, stieß hierbei jedoch auf unbedingten Widerspruch des Fuchses. Diesem mochte der herrliche Duft des frischen Heues derartig in die Nase stechen, daß er sie alsbald in das leckere Futter steckte und mit innigem Wohlbehagen zu schmausen begann, das Zerren seines Herrn völlig unbeachtet lassend. Blendheim mühte sich ab, den Widerspenstigen zum Gehorsam zu bringen, es half nichts; der Fuchs schritt gemächlich hinter dem Wagen her und kaute ruhig weiter.

Während dieses etwas peinlichen Intermezzos hatte Walden seinen Braunen ordentlich ausgreifen lassen, in der Erwartung, daß sein Schüler ihn schon einholen werde. Nach geraumer Weile erst sah er sich nach diesem um und war verwundert, als er seiner nirgends ansichtig wurde. Schleunigst machte er Kehrt, „preschte" am Heuwagen vorbei und wäre vor Lachen fast vom Pferde gefallen, als er den Freund in halber Verzweiflung auf dem Fuchse hängen sah, der nach wie vor der Atzung oblag.

„Aber Mensch," rief er, „sind das die Früchte meines Unterrichts, daß du dich zum Spielball der Launen eines Vierfüßlers machst! Bohr' ihm doch die Eisen in die Weichen und greif' meinetwegen an den Sattelknopf, aber fort mußt du von dem Wagen, sonst kannst du dem Bauern noch das ganze Heu bezahlen." Auf diese Ermahnung hin stieß Blendheim mit ungewöhnlicher Kraft zu, der Fuchs bekam einen gewaltigen Schreck und machte einen mächtigen Satz nach der linken Seite, während auf der andern Blendheim in den Sand kugelte.

„Nun," meinte Walden trocken, „Lehrgeld muß jeder bezahlen. Du bist übrigens recht glimpflich fortgekommen, denn da unten liegt es sich, wie es scheint, ganz weich."

Blendheim schnitt ein etwas sauerfüßes Gesicht, befühlt. seine Glieder, staubte seine Sachen ab und bestieg dann wieder das Roß, welches nach seiner Heldentat ruhig stehen geblieben war. Der Vorfall gab Blendheim die Lehre, daß er vorläufig alle Heuwagen zu meiden habe, bis er eine größere Vollkommenheit in der Kunst des Reitens erlangt. Die beiden Reiter bogen in einen anderen Weg ein und kehrten nach einigen Stunden, ziemlich befriedigt von dem ersten Ausflug, in die Garnison zurück. Man trennte sich mit der ausgesprochenen Absicht, von jetzt an täglich solche Exkursionen zu unternehmen.

Schon mehrere Spazierritte waren ohne Zwischenfälle verlaufen, und Blendheim fand von Tag zu Tag mehr Gefallen an der edlen Aufgabe des Pferdebändigens, wenngleich er sich zugestand, daß seine Herrschaft über das Roß doch noch manches zu wünschen übrig lasse.

Eines Tages hatten die beiden Freunde eine kleine Rekognoszierungstour gemacht und kehrten auf einem Wege zurück, der an der Hauptwache vorüber führte. Kaum wurde man dieser ansichtig, so bemächtigte sich eine gewisse Unruhe des alten Fuchses, er fing an zu tänzeln, kaute am Gebiß, und ehe Blendheim es sich versah, setzte er sich in Linksgalopp und stürmte gegen den Posten vor Gewehr an. Sein Reiter, der aus Leibeskräften zog, um das Tier zurückzuhalten, kam sich in diesem Augenblick recht unglückselig vor; denn wie seinerzeit am Heuwagen, setzte der Gaul auch jetzt seinen Willen durch. Am Posten angelangt, fiel das Tier von selbst in Schritt und ging gravitätisch an den Gewehrständen entlang, offenbar verwundert, daß die Wache nicht herausgerufen worden war. Nachdem der Gaul die Inspizierung beendet hatte, trottete er in aller Gemütsruhe wieder hinüber auf die Straße, wo Walden hielt. „Du," rief er Blendheim zu, „der alte Fuchs hat jedenfalls angenommen, sein wirklicher Besitzer säße im Sattel, der als Offizier du jour seine Runde mache."

„Das wird stimmen," meinte Blendheim, „das wäre somit das zweite Objekt, vor dem ich mich auf meinen Ritten in Acht zu nehmen habe."

Der Major freute sich, daß Blendheim die Scheu vor dem „unvernünftigen Tier" so bald verloren hatte und recht anerkenneswerte Fortschritte in der Reiterei machte.

Bei der Parole sagte er eines Tages zu seinem Vize: „Hören Sie mal, Sie sind jetzt schon so weit, um mich zu Pferde ins Terrain begleiten zu können. Holen Sie mich morgen früh 6 Uhr ab, wir wollen uns mal die Felddienstübungen der Kompagnien ansehen."

Blendheim fühlte sich natürlich sehr gehoben durch den lobenden Ausspruch des Vorgesetzten und freute sich auf den ersten dienstlichen Ritt, der ihm bevorstand.

Zur festgesetzten Zeit machte man sich am folgenden Tage auf ins Gelände, wo die Kompagnien an verschiedenen Punkten selbständig operierten. Der Major prüfte Blendheim in allen Gangarten und sandte ihn schließlich mit einem Auftrage an die entfernteste übende Abteilung, die man des kupierten Terrains und eines dazwischen liegenden Waldes wegen nicht sehen konnte.

Die Trennung von seinem Stallgefährten paßte aber dem alten Fuchs durchaus nicht und er bestand darauf, zu bleiben. Nachdem sich Blendheim vergeblich bemüht, den Kleber anderen Sinnes zu machen, wandte der Major die Reitpeitsche an, mit der er dem Störrischen einige wohlgezielte Hiebe zuteil werden ließ. Das half, und in gestrecktem Galopp sauste er von dannen.

Nachdem Blendheim schon längst aus dem Gesichtskreise des Majors gekommen war, stieß er plötzlich auf einen recht tiefen Graben. Wollte er seinen Auftrag ausrichten, so mußte er hinüber. Gesprungen war er mit dem Fuchs bisher noch nicht, er wußte also gar nicht, wie dieser sich bei einer solchen Gelegenheit verhalten würde. Sich recht fest in den Sattel setzend, sprengte er zu kurzem Anlauf an, aber wer nicht sprang, war der Fuchs, der kurz vor dem Graben wie angewurzelt stehen blieb und sich weder durch Güte noch Gewalt bewegen ließ, seinen Herrn auf die andere Seite des geringfügigen Defilees zu befördern.

„Himmel und Bomben!" schrie Blendheim, „das Vieh denkt wohl, wir reiten spazieren!" Er schnalzte ermunternd mit der Zunge und kitzelte dem Gaul die Weichen. Aber jeder Versuch mißlang, selbst hinüberführen ließ sich der eigensinnige Fuchs nicht. Dabei verstrich eine Minute nach der andern. Und hinüber mußte er doch, ob tot oder lebendig.

„Nun, so bleibst du hier, du Rakker", schrie der Reitersmann schließlich, „ich komme auch so hinüber." Damit band er den Gaul an ein dünnes Bäumchen, sprang über den Graben und eilte mit Riesenschritten dem Platze zu, wo die betreffende Kompagnie übte.

„Na nu," empfing ihn der Hauptmann, „seit wann laufen denn die Adjutanten auf ihren eigenen Stelzen! Gaul ist wohl unpäßlich geworden?"

„Da weiterhin am Graben stand so schönes Gras," erwiderte Blendheim, „und der Fuchs machte so sehnsüchtige Augen, daß ich aus purem Mitleid abstieg und ihn dort weiden ließ. Die Bewegung hat mir ganz gut getan."

„Lieber Blendheim," sprach lächelnd der Hauptmann, „ein so mitleidiges Herz habe ich Ihnen gar nicht zugetraut; es will mir fast scheinen, als ob einige Tropfen Münchhausensches Blut in Ihren Adern flössen. Nun adieu, der Major wird Sie schon voller Ungeduld erwarten."

Schleunigst begab sich der „Botengänger" auf den Rückweg. Er hatte berechnet, daß der Fuchs ihm trotz seines Alters in der Schnelligkeit doch merklich überlegen sei. Jedenfalls würde der Kommandeur ungehalten sein, daß der Auftrag so lange Zeit in Anspruch genommen habe. Als er sich dem fatalen Graben wieder näherte, riß er die Augen weit auf, denn von seinem edlen Rosse war weit und breit nichts zu erblicken.

„Nun, das ist ja eine recht nette Bescheerung," dachte Blendheim empört, „womöglich ist der Gaul gestohlen, und ich kann ihn ersetzen."

In offenbar beklommener Stimmung schlug der nun völlig zum Fußläufer Degradierte die Richtung ein, in der er auf den Kommandeur stoßen mußte. Ein halbes Stündchen mochte er gegangen sein, als er in der Entfernung den Major auf sich zutraben sah, und neben ihm lief ganz wohlgemut der Ausreißer, der also wenigstens nicht gestohlen war. Wenn ihm infolge dieser Wahrnehmung auch eine Last von der Seele fiel, so fühlte er sich doch sehr bedrückt wegen der Blamage, der er unrettbar verfallen war.

„Nun, Blendheim," rief ihm der Major schon von weitem in jovialer Weise zu, „es freut mich, Sie noch lebend zu treffen, ich fürchtete schon, Ihre Knochen einzeln auflesen und nach Hause tragen zu müssen."

Inzwischen war der „Vize" an den Kommandeur herangetreten und meldete in strammster Haltung, daß der ihm gewordene Befehl ausgeführt sei.

„Na, und der Sturz hat keinerlei üble Folgen gehabt?" erkundigte sich der Vorgesetzte voller Teilnahme. „Werden Sie sich nicht krank melden müssen?"

„Nein, Herr Major, ich bin völlig unverletzt, auch nicht abgeworfen, sondern der Fuchs, der eigensinnig nicht über den Graben springen wollte und daher von mir angebunden und zurückgelassen wurde, ist mir eigenmächtig ausgerückt."

„Wenn sich die Sache so verhält, bin ich beruhigt," mein lieber Blendheim," sprach der Major, „ich würde Ihnen aber den Rat geben, Ihren Lehrmeister zu ersuchen, das Nehmen von Hindernissen bei seinen Unterweisungen nicht zu vergessen."

Unterdessen hatte Blendheim sich wieder beritten gemacht und folgte seinem Chef, der den Heimweg antrat.

Wenige Tage später sandte der Major zu Blendheim und ließ an ihn die Aufforderung ergehen, sich umgehend bei ihm einzufinden.

„Mein Lieber," so empfing ihn der Gestrenge, „es ist soeben bekannt gegeben, daß der Divisionskommandeur übermorgen das Regiment auf dem Exerzierplatz inspizieren wird. Ich weiß nun, Sie haben schon mehrere kleine Abenteuer mit meinem Fuchs zu bestehen gehabt, sage mir aber, daß Ihnen solche auf dem erwähnten Platze nicht bevorstehen, da es dort weder Heuwagen noch Hauptwachen und ebensowenig Gräben gibt. Daraufhin können Sie getrost den Dienst als Adjutant bei der Besichtigung versehen, zur Sicherheit aber wollen wir morgen mal die Sache durchprobieren."

So geschah es denn auch in der Frühe des nächsten Tages, und das Ding klappte in allen Teilen vortrefflich, so daß der Major sich schmunzelnd den Bart strich.

Der Divisionär war eingetroffen und hatte sich auf den Exerzierplatz begeben, wo das Regiment seiner harrte. Die Besichtigung war eine sehr gründliche und umfassende, die Leistungen der Truppe aber befriedigten augenscheinlich Exzellenz in hohem Maße, das konnte man aus seinem freundlichen Gesicht ablesen.

Blendheim war seinen Obliegenheiten mit großem „Schneid" nachgekommen und hielt nach beendigter Uebung hinter seinem Bataillon, während der Divisionär vor das in Linie aufmarschierte Regiment sprengte und mit Stentorstimme rief: „Die Herren Stabsoffiziere!" Kaum waren diese Worte verhallt, so nahm der alte Fuchs des „Vize" die Kandare zwischen die Zähne und heidi! preschte er durch die Fahnenlücke, den erschrockenen Träger des Feldzeichens fast umreißend, in rasender Eile vor auf den Punkt, wo der Besichtigende hielt. Alle Anstrengungen des unglücklichen Reiters, sein Roß zu zügeln oder es wenigstens nach der andern Seite zu dirigieren, erwiesen sich als furchtlos, der Fuchs stürmte vorwärts, bis er unmittelbar vor der lächelnden Exzellenz Halt machte.

„Mein lieber Leutnant," sprach der gut gelaunte General, „Ihr Gaul will Sie durchaus mit Dampf befördern, auf solch Avancement werden Sie aber doch noch einige Jährchen zu warten haben. Nun, Sie brauchen sich dieses kleinen Intermezzos wegen keine grauen Haare wachsen zu lassen — ein hartmäuliges Pferd kann jedem mal durchgehen."

Nachdem Blendheim sich ordnungsmäßig entschuldigt und dabei angeführt hatte, daß der Fuchs jedenfalls vergessen habe, heute nicht seinen eigentlichen Besitzer, einen Stabsoffizier, sondern ihn, einen Subalternoffizier, zu tragen.

„Menschen können sich irren, um wieviel mehr Tiere," meinte daraufhin der Divisionär, „nun versuchen Sie aber mal, wie Sie den Gaul von hier am leichtesten fortlotsen."

Blendheim kannte die Abneigung, die der Fuchs gerade vor den Sporen hatte, daher bediente er sich ihrer nicht, sondern zog den Säbel und verabreichte dem Fuchs ein paar wohlgemeinte flache Hiebe, und diese wirkten Wunder. Der Gaul parierte dem Reiter und trug ihn in Windeseile wieder auf den Platz zurück, wohin er gehörte.

Freilich war Blendheim ob dieses kleinen Zwischenfalles etwas beschämt, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß jeder, der etwas lerne, Lehrgeld bezahlen müsse. Von da an beschäftigte er sich übrigens so eingehend mit der Reiterei, daß er nach Jahr und Tag zu den besten Pferdebändigern des Regiments gehörte.

Der verhaßte Lloyd George.

Der englische Finanzminister Lloyd George erfreut sich in seiner Heimat der denkbar größten Unbeliebtheit, und er amüsiert sich selbst am meisten über den unbegründeten Haß seiner Mitbürger. So erzählte er einmal in Gesellschaft die folgende Anekdote: „Ein Mann, der einen anderen vom Ertrinken gerettet hatte, bekam die Rettungsmedaille; bescheiden lehnte er die unerwartete Auszeichnung ab. „Ich habe doch nur meine Pflicht getan", sagte er. „Ich sah den Mann im Wasser, hörte ihn um Hilfe rufen, und da sonst niemand in der Nähe war, sprang ich ihm bei und packte ihn am Kragen. Er ließ sich ruhig von mir schleppen, und nachdem ich mich zuerst vergewissert hatte, daß es nicht Lloyd George war, zog ich ihn ans Land."

Bismarck's köstlichste Zigarre.

„Bei Königgrätz", erzählte Bismarck selber, „hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnt sie mir augenblicklich selbst noch nicht. Schon malte ich mir in meiner Phantasie die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ich sah einen armen verwundeten Dragoner. Hilflos lag er da und wimmerte nach einer Erquickung. Ich suche in allen Taschen. Geld nutzte ihm momentan nichts. Doch halt, ich hatte ja noch meine Zigarre. Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätte man sehen sollen! So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt, wie diese, die ich — nicht rauchte!"

Turmkronen.

Die Kronen auf den Türmen märkischer Kirchen gelten in der Volkssage häufig als Geschenk eines Fürsten für treue Pflege, die der Gemahlin oder einem Verwandten erwiesen wurde. So soll Kaiser Karl IV. der Stadt Teltow die Krone auf dem Kirchturm in Wendisch-Buchholz gilt als ein Gnadenbeweis Friedrichs des Großen, dessen Bruder nach einem Jagdunfall in der Nähe bei den Bewohnern von Buchholz freundliche Aufnahme und Verpflegung gefunden haben soll. In Blankenburg an der Stettiner Bahn aber soll 1789 Julie von Voß, die dem König Friedrich Wilhelm II. zur linken Hand angetraute „Gräfin von Ingenheim", eines Knäbleins genesen sein. Die Volkssage berichtet ferner, der König habe dem Dorfe zum Andenken daran die Krone auf dem Kirchturm geschenkt. Als jedoch 1894 der Turmknopf ausgebessert wurde, fand man ein altes Schriftstück darin, aus dem hervorging, daß Friedrich I. die Krone 1711 gestiftet hat.

— Weichherzig. Intimus: Warum weinst du so?

Student der Medizin: Mir tun meine zukünftigen Patienten so leid!

Der erste Schritt.

Eine Skizze von El-Correl.

In der Dachluke saß der Fink und schmetterte seinen Triller, als wolle er die kleine, rostbraune Brust sprengen.

Denn es war Frühjahr.

Die Maulbeerbäume trugen das weithin leuchtende Gold ihrer ersten jungen Blättchen, die keck den Knospen entsprungen waren. Schon kamen mehr und mehr Falter, die die blauen Dolden der Fliedersträuße, den gelbbraunen Goldlack und die stolzen Irisblüten besuchten. Nur die schwarze Ziege war traurig. Mit einem Hinterfuß war sie an einen Oelbaum gefesselt. Hin und wieder meckerte sie voll Sehnsucht, denn sie dachte noch immer an ihr Kind, das man ihr zur Osterzeit fortgenommen hatte. Die Menschen hatten es als Festbraten verzehrt . . .

Dottergelbe Butterblumen glänzten im Gras der Campagna, und kleine Orchideen taten so, als seien sie Bienen. Mit schwarzen Aeuglein guckten die braungeflügelten Blüten in den warmen Sonnenschein.

Und in der Dachluke des verwitterten Häuschens an der Landstraße, die durch die blühenden Campagnen führte, saß noch immer der Fink und schmetterte. Und strengte sich an, als wolle er bersten, als müsse er all das Bienengesumm und das Meckern der Ziege und besonders das Schmettern eines anderen Finken und das Zirpen einer Meise, wie auch das frohe Geschrei der Kinder übertönen.

Denn da waren auch die Kinder — viele Kinder. Sie hatten abgerupfte Blütentöpfe in der Hand, und ihre Bäckchen waren von der Sonne ganz rot geküßt.

Sie sangen, stritten, liefen hintereinander her, schwatzten, lärmten und hatten die ganze übersonnte weiße Straße für sich.

* * *

Nicht so Dino.

Der sah ihnen mit seinen zwei blauen großen Augen aufmerksam nach, als wundere er sich ungeheuer über die lange Straße und über die flinken Beine der Kinder.

Er blickte auch einmal hinauf zu dem schmetternden Finken — und plötzlich lachte er, fing an zu zappeln und verlangte, auf den Boden gestellt zu werden.

Er hatte schöne braune Schühchen mit Quasten an den kleinen Füßen. Und ein ausgewaschenes blaues Kleidchen trug er und ein schmuddeliges Lätzchen aus weißem Pikee. Helle dünne Löckchen umgaben die Stirn und kräuselten sich mit dem Glanz von roher Seide im Nacken, der ein schneeweißes Speckfältchen hatte.

Alle die anderen Kinder kamen herbei, als Dino auf dem Erdboden stand. Sie kauerten vor ihm nieder, klatschten in die Hände, reichten ihm die zerdrückten Blumentöpfe und verlangten ein Küßchen von ihm.

Dino aber hatte sich schon längst abgewendet und drückte sein Gesicht in die Schürze der Mutter, als schäme er sich . . .

Die Mutter aber war ein junges Weib mit Furchen der Sorge im Gesicht, verärgert und schon alt mit ihren fünfundzwanzig Jahren. Dino war ihr viertes Kind.

„Va la!" sagte sie nun zu ihm und holte ihn aus seinem Versteck hervor. Und ihn aufhebend, trug sie ihn drei Schritte weiter und stellte ihn an die Mauer der Campagna.

Da stand er nun auf seinen zwei braunen Schuhfüßchen und faßte rechts und links mit je einem seiner kleinen Händchen nach den rauhen Mauersteinen. So stand er, sich haltend, und lachte.

„Dino komm! Dino komm!" riefen die Kinder und hockten zwei Schritte von ihm entfernt im Kreise um ihn herum. In der Mitte, etwas weiter zurück als die anderen, kniete die Mutter.

Sie hielt ihre Hände etwas hoch und lächelte ihren Sohn an, ohne zu rufen.

Dino aber begriff vollkommen die Situation, und sein lichtes, fröhliches Antlitz erhellte sich noch mehr. Es schien ihn ganz stolz zu machen, so begehrt zu sein.

Sie riefen, sie lockten, sie hielten ihm die Blumen hin; Dino aber lächelte, als überlege er. Ganz sacht platschte. die kleinen Hände gegen die Mauersteine.

Ein Mann mit einer Pfeife im Munde, die Joppe über eine Schulter geworfen, kam des Wegs. Er blieb stehen und schrie mit seiner Baßstimme: „Avanti — Dino — avanti . . . Corpo di dio — coraggio!" (Vorwärts Dino, vorwärts — mach' mach' — Courage!)

Ein Junge mit einem Bündel Olivenreisig auf dem Kopf kam barfuß angelaufen. Er blieb stehen und sah zu —

Die Kinder lockten: „Dino — vieni da me . . ."

Ein Esel mit einem Steinkarren trappelte heran. Der Lenker hielt ihn zurück, knapp hinter der knienden Mutter, die wie betend im weißen Kalkstaub der Landstraße lag und ihre Hände hob.

Der Fink sogar schwieg und sah mit schiefgehaltenem Köpfchen von seiner Höhe herab. Die Bienen summten lauter wie mit Harfenton; ein großer gelber Falter liebkoste zitternd eine große weiße Sternblume am Straßenrand.

„Dino — vieni da me —"

„Coraggio — corpo della Madonna —" (Courage, bei der Madonna!)

„Dino — komm' zu mir!"

Alle wollten sie ihn haben. Alle wollten — ohne es sich bewußt zu sein — das Wunder erleben, wie ein Mensch, ein kleiner Mensch die Straße des Lebens gewinnt.

Und in Dinos blauen Augen erstrahlte die Freude seines Daseins immer mehr. Sein Lächeln, das sechs weiße Zähnchen zeigte, bekam einen schalkhaften Ausdruck — er hob einen der kleinen Füße — streifte noch mit einem Blick den Kreis der werbenden kleinen Mädchen und Jungen, gab sich einen Ruck — und mit den kleinen Armen segelnd schritt er sicher — tapp, tapp — auf seine Mutter zu.

„Bravo," rief der Mann mit der Pfeife, „bravo, Dino, bravo!"

„Ecco," rief der Junge und packte seine Last fester.

Und der Esel schlenkerte mit den Ohren und zerrte an der Karre.

Die Kinder aber umgaben Dino und bewunderten ihn. Er aber drückte sein Gesicht an die Schulter der Mutter, als schäme er sich . . .

Der Fink putzte sich schnell, als habe er etwas versäumt, und dann schmetterte er wieder aus Leibeskräften.

Im weißen Staub der Straße aber sah man die Spuren eines kleinen ersten Menschenschritts. Dort fing ein kleiner Mensch an, sich die Straße des Lebens zu gewinnen. Freud und Leid werden ihm da begegnen, von einem mehr als vom andern. Wer kann es vorher sagen?

Bald aber wird er an der Mutter, deren zärtlicher Arm jetzt noch sein Ziel war, vorbeilaufen, die Straße entlang, die ihm bald viel zu kurz erscheinen wird. Er läuft hinaus in die Welt — er wird ein Jüngling, ein Mann werden — — aber immer bleibt die Mutterliebe wartend mit hilfreich erhobenen Händen zurück — immer werden sich Mutterhände verlangend nach ihm ausstrecken, so weit er auch laufen mag.

Immer! . . . . .

Die rauchenden Mächte.

„Bei den Sitzungen der Militärkommission", so läßt Moritz Busch Bismarck erzählen, „hatte, als Rochow Preußen im Bundestage vertrat, Oesterreich allein geraucht. Rochow hätte es als leidenschaftlicher Raucher gewiß auch gern getan, getraute sich's aber nicht. Als ich nun hinkam, gelüstete mich's ebenfalls nach einer Zigarre, und da ich nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereignis. Für diesmal rauchten nun bloß Oesterreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten das augenblicklich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten und um Verhaltungsbefehle baten. Die ließen auf sich warten. Die Sache erforderte reifliche Ueberlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenkh, der bayerische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostitz hatte gewiß auch große Lust dazu, aber wohl auch keine Erlaubnis von seinem Minister. Als er indes das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, mußte er, der eifrig österreichisch war, — er hatte dort Söhne in der Armee —, sich mit Rechberg verständigt haben; denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren nur noch der Württemberger und der Darmstädter übrig, und die rauchten überhaupt nicht." (Der Württemberger war v. Reinhard, der Darmstädter v. Münch-Bellighausen, beide sehr entschiedene Gegner Preußens.) „Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderte es gebieterisch, und so langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Zigarre heraus, — ich sehe sie noch, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding, Couleur Roggenstroh, — und rauchte sie für das Vaterland als Brandopfer wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, zur Rivalität noch nicht groß genug zu sein."

— Vorwurfsvoll. Dem kleinen Lieschen sagt die Kinderfrau während eines Gewitters, daß der liebe Gott zürne, weil Lieschen unartig gewesen sei. Als wieder ein Gewitter heraufzieht, ist das Kind allein im Zimmer. Auf dem Tisch steht ein Teller mit Kuchen, und als Lieschen eben ein Stückchen davon kostet, ertönt ein fernes Donnergrollen. Vorwurfsvoll sieht Klein-Lieschen zum Himmel auf und sagt: „Aber, lieber Gott, wegen eines so kleinen Krümelchens!"

Der Nordostseekanal.

Die nunmehr vollendeten Vergrößerungen und ihre Bedeutung.

Die erweiterten Anlagen des Nordostseekanals (Kaiser Wilhelm-Kanals) sind nunmehr vollendet und werden sich dieser Tage dem internationalen Schiffverkehr öffnen.

Notwendig gemacht wurde die Erweiterung vor sieben Jahren durch die von England ausgehende Revolution im Kriegsschiffbau und die damit zusammenhängende Vergrößerung der Schiffsgefäße. Die alte Linienführung des Kanals ist im wesentlichen innegehalten worden. An drei Stellen sind scharfe Kurven durch neue Durchstiche ersetzt, doch wird dadurch die bisherige Länge von 98,2 Kilometern nur um wenige Kilometer verkürzt. Die Hauptaufgabe lag in der Verbreitung und Vertiefung der Fahrrinne. Die Wasserspiegelbreite mußte von 67 auf 102,5 Meter, die Wassertiefe von 9 auf 11, die Sohlenbreite des Kanalprofils von 22 auf 44 Meter gebracht werden. Der wasserführende Querschnitt erhöhte sich damit von 413 auf 825 Quadratmeter. Auf den Aushub der diesen Ausmaßen entsprechenden Erdmassen (100 Millionen Kubikmeter gegen 83 Millionen bei den Erstanlagen) entfällt der Löwenanteil der auf 223 Millionen Mark beziffterten Baukosten (gegen 156 Millionen Mark beim ersten Kanal).

Mit der Benutzbarkeit des Kanals für Schiffe aller Größen wird sich auch eine bedeutende Zunahme der Fahrtgeschwindigkeit für jedes einzelne Schiff und eine bis zu 40 Proz. zu bemessende Kürzung der Durchfahrtszeiten verbinden. Früher bedurften die Schiffe je nach Größe für den Weg von der Kieler Förde bis zur Elbmündung 8 bis 14 Stunden, in Zukunft werden einschließlich der Durchschleusung 5 bis 9 Stunden erforderlich sein. Dabei ist zu beobachten, daß die Böschungen und Uferwände auch bei der heutigen Kanalbreite durch den Wellenschlag leicht beschädigt werden können und daher ein langsames Fahren geboten ist. Wichtig ist die Ersetzung des sogenannten „eingleisigen" Schiffsverkehrs durch den „zweigleisigen". Dies bedeutet, daß auch größere Schiffe sich auf freier Fahrt begegnen, überholen und nebeneinander bewegen können. Sehr große Schiffe werden allerdings nach wie vor in den Ausweichstellen das Auslaufen der in entgegengesetzter Richtung verkehrenden Fahrzeuge abwarten müssen. Doch ist die Zahl der Weichen von 6 auf 11 vermehrt worden, so daß heute von 8 zu 8 Kilometer eine solche eingelegt ist.

Vier Ausweichstellen sind zu sogenannten Wendestellen ausgebaut worden, seeartige Erweiterungen von 1000 Meter Länge und 340 Meter Breite im Kanalwasserspiegel. Sie haben überwiegend militärische Zwecke und sollen der Flotte bei Gegenorder die sofortige Rückkehr nach dem Ausgangspunkt der Fahrt gestatten. Die militärischen Rücksichten treten auch bei den neuen Brückenbauten hervor; einige Brücken sind regelrecht befestigt, mit kleinen Forts, Stacheldrahtzäunen usw. umgeben. Die drei mächtigen Tore (Schiebtore statt der bisherigen aufklappbaren Stemmtore) sind so angeordnet, daß, wenn das äußere Tor zerschossen oder sonstwie zerstört worden ist, die beiden inneren noch eine für alle Größen ausreichende Schleusenkammer bilden können. Auf einen Fingerdruck vom Zentralsteuerhaus aus setzen sich die auf Schwimmkästen ruhenden und in Mauernischen zurückziehbaren 1000-Tonnen-Tore in Bewegung. Der Grundsatz der Auswechselbarkeit, d. h. sofortige Ersetzung zerstörter Anlagen durch Reservemittel, beherrscht die ganze technische Organisation des Schleusenwerks.

Ein Schleppmonopol wird nicht bestehen. Um aber den Seglern eine billige Schlepptkraft zur Verfügung stellen zu können, unterhält der Reichsfiskus eine Schlepperflotte von 30 Dampfern, deren Vermehrung nacheinander erfolgt. Auf jeden Fall werden auch den Kleinschiffern die Vorteile der Erweiterung zugute kommen. Die frühere, im Vergleich mit den anderen großen Kanalanlagen ungewöhnlich niedrige Kanalgebühr von 0,40 Mark pro Tonne wird weiter erhoben. (Im Suez- und Panama-Kanal beträgt die Abgabe pro Tonne 5 Mark, außer der Personengebühr.)

1912 wurde der Kaiser Wilhelm-Kanal bereits von 57,366 abgabepflichtigen Fahrzeugen befahren, gegen 29,045 im Jahre 1900. Für 1913 sank die Zahl der abgabepflichtigen Schiffe auf 53,382, während die Tonnenzahl von 9,9 auf 10,4 Millionen stieg. Das bedeutet, daß nach den Erweiterungsbauten die Ostsee in Zukunft mehr als bisher von Schiffen größeren und größten Typs befahren werden wird.

In Deutschland werden jährlich zirka 7 Millionen Kartenspiele verkauft.

Rund 20 Millionen Menschen betreiben in Deutschland Landwirtschaft.